

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 20 (1916)

Rubrik: Illustrierte Rundschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

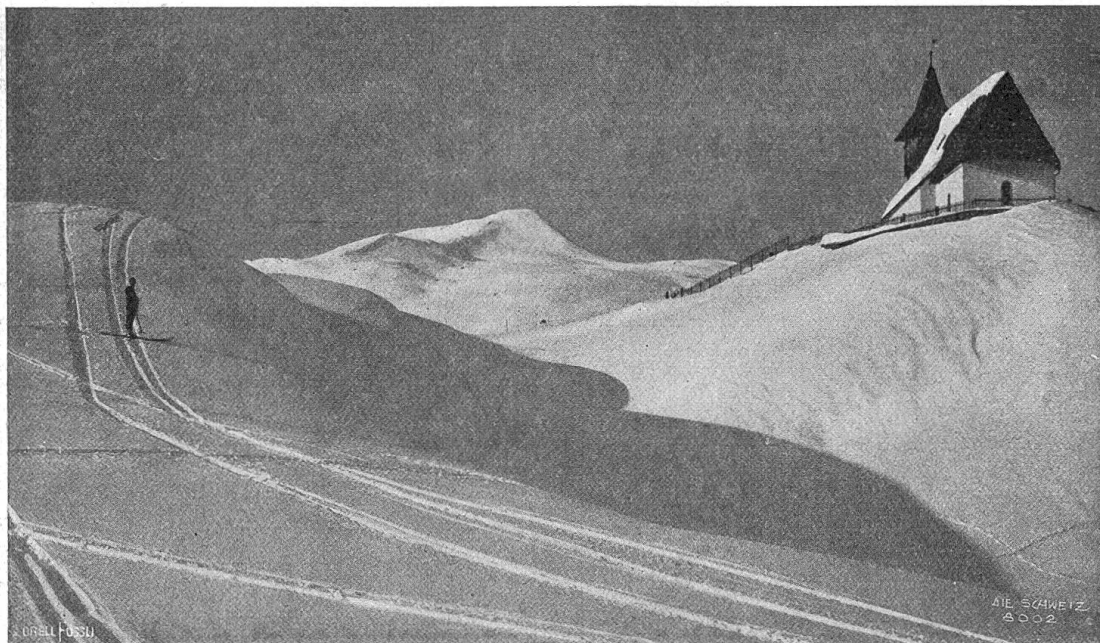
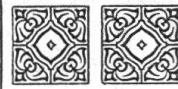
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Einsames Kirchlein im Schnee. Rapelle von Inner-Rofa. Phot. Kraal & Bopp, Luzern.

Politische Uebersicht.

* Zürich, 8. Januar 1916.

Wir treten in das dritte Kalenderjahr des Weltkrieges mit demselben Gefühl der Ungewißheit, das auf dem ersten Jahreswechsel lastete. 17 Monate Krieg und immer noch nichts entschieden! Zwar ist die militärische Lage der Zentralmächte, soviel ein Laie davon versteht, ja glänzend zu nennen, und den Fahnen der Alliierten blieb der Sieg versagt. Doch was heißt schließlich Sieg oder Niederlage? Geschlagen sind sie beide, die miteinander ringen, der Krieg verzehrt ihr Lebensmark, und längst ist in den Ländern der Kriegführenden wie der Neutralen die brennendste Frage nicht mehr: Wer gewinnt? sondern: Wann hört dieser Wahnsinn endlich auf? Es ist der Fluch der bösen Tat, daß man damit nun fast nicht mehr aufhören kann.

Als die Alliierten der griechischen Regierung meldeten, daß sie in Saloniki zu landen und durch griechisches Gebiet den Serben zu Hilfe zu kommen gedächten, ohne dabei den griechischen Souveränitätsrechten und Interessen irgendwie zu

nahe zu treten, fehlte es nicht an neutralen Stimmen, die Belgien ernst mahnend ins Gewissen redeten: nun könne es selber sehen, wie es sich der deutschen Aufforderung gegenüber hätte benehmen sollen; ein loyales und vertrauensvolles Entgegenkommen hätte ihm das ganze Kriegselend erspart, wie es nun dem so viel vernünftigeren Griechenland erspart bleiben werde. Darüber sind nun aber die Akten noch nicht geschlossen, und es spricht vielmehr alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß auch griechisches Territorium zum Kriegstheater werden wird, wie vor hundert Jahren die neutrale Schweiz. Die Alliierten haben sich in Saloniki so gründlich eingenistet und befestigt und benehmen sich dermaßen als Herren des Landes, daß die griechische Souveränität samt der Neutralität schon jetzt als nicht mehr bestehend bezeichnet werden kann, mag nun das Land sich an den kriegerischen Aktionen selber beteiligen oder nicht. Was immer aber auch in Griechenland geschehen mag, an der belgischen Frage wird dadurch nicht das Geringste geändert;

Belgien konnte nach Vernunft und Pflicht nicht anders handeln.

Von der verbissenen Entschlossenheit, den Krieg bis zum bitteren Ende durchzuführen, zeugt vielleicht nichts so sehr wie die Einführung der Wehrpflicht in England, wenn auch vorerst nur in mildester Form und nur für die Dauer dieses Krieges. Es bedurfte der Heimsuchung anderthalbjährigen Kriegeselends und der unmittelbar drohenden Gefahr des Zusammenbruchs des britischen Weltreichs, bis dieses so ganz und gar unmillitairische Land sich entschloß, das System des freiwilligen Dienstes zu durchbrechen und zur allgemeinen Wehrpflicht für die Unverheirateten überzugehen. Aber mit überraschendem Mehr, in dem sich eben der entschlossene Wille Englands ausdrückt, ist nun schließlich doch vom Unterhaus der schwerwiegende Entschluß gefaßt worden. Er wurde unabweislich, weil gerade die jüngsten Jahrgänge der Dienstfähigen sich bisher bei den Rekrutierungsbureaus am wenigsten zahlreich eingefunden hatten. Dabei kann bei einiger Unvoreingenommenheit immerhin nicht geleugnet werden, daß die Aufstellung des englischen Zweimillionenheeres auf dem Weg der Frei-

willigkeit eine großartige Leistung zu nennen ist.

Der deutsch-amerikanische Unterseeboot-Notenwechsel ist von einem österreichisch-amerikanischen abgelöst worden, der einen Augenblick eine ernste Wendung zu nehmen schien, dann aber durch das Einlenken Oesterreichs sich wieder zur harmlosen diplomatischen Unterhaltung herabmilderte. Noch aber war der Fall der torpillierten „Ancona“ nicht völlig erledigt, als der Untergang der „Persia“ bei Kreta neues Del ins Feuer goß. Die Lage ist hier umso heikler, als die Nationalität des Unterseebootes nicht festgestellt werden konnte und dieses überhaupt nicht gesehen wurde, sodaß mit Erfolg von Oesterreich oder Deutschland wird geltend gemacht werden können, daß gar kein Unterseeboot, sondern eine Mine den Untergang der „Persia“ herbeigeführt haben dürfte. Ein neuer amerikanischer Protest hätte demnach im Fall der „Persia“ noch weniger Aussicht als alle frühern, irgend eine greifbare Wirkung auszuüben, außer vielleicht derjenigen, daß die Tauchboote womöglich noch mehr als bisher „im verborgenen“ zu arbeiten sich bemühen werden.

S. Z.

Der europäische Krieg. Der letzte Monat des Unheilsjahres 1915, des schauerlichsten, das die Menschheitsgeschichte kennt, hat den Blutopfern des Krieges weitere Sechatomben hinzugefügt, ohne im mindesten auf irgend einer Seite der Kriegführenden die Geneigtheit zu einem Friedensschluß zu zeitigen. Die gänzliche Hoffnungslosigkeit, die nach dieser Richtung die Situation noch beherrscht, geht am deutlichsten hervor aus den Friedensinterpellationen und ihrer Behandlung im schweizerischen und im deutschen Parlament. Im Nationalrat hat am 22. Dezember der sozialdemokratische Veteran Greulich den Bundesrat angefragt, ob er nicht geneigt wäre, für sich allein oder in Verbindung mit andern neutralen Regierungen eine Friedensvermittlung zu versuchen. Die Rede Greulichs, wohl eine der besten, die er in Bern gehalten hat, gab dem ganzen Jammer der Menschheit über das absolut sinnlose und zwecklose Morden ohne Ende bewegten

Ausdruck und drückte das berechtigte Erstaunen darüber aus, daß sich die Menschen das überhaupt noch gefallen lassen. Aus der trefflichen Antwort des Vorstehers des Politischen Departements, Dr. Hoffmann, ging klar hervor, wie glücklich sich der schweizerische Bundesrat schätzen würde, wenn er die Möglichkeit hätte, zugunsten des Friedens zu intervenieren, und wie bereitwillig er ist, die erste Gelegenheit dazu zu benützen. Aber mit überzeugender Folgerichtigkeit mußte der Sprecher des Bundesrats zu seinem schmerzlichen Bedauern zugleich dartun, daß die Stimmung an den europäischen Höfen zurzeit noch jeden Gedanken an eine Friedensintervention absolut ausschließt. Eine solche müßte vielmehr im gegenwärtigen Moment riskieren, als unfreundlicher Akt und unberufene Einmischung aufgenommen zu werden; denn auf beiden Seiten ist man heute noch so voll Zuversicht auf den endlichen Sieg, daß nur der eine Gedanke Raum zu haben scheint:

Durchhalten bis zur völligen Vernichtung des Gegners. An der Brutalität dieser Tatsache vermag auch das tiefe Mitleid mit den unglücklichen Völkern Europas nichts zu ändern, das durch die Interpellationsbeantwortung des Bundesrates drang. Der Interpellant Greulich gab ohne weiteres zu, daß der Bundesrat im jetzigen Moment eine andere Antwort gar nicht geben konnte, und erklärte sich demzufolge von der Auskunft „befriedigt“.

Bedeutungsvoller als diese Aussprache

Seite zur Prüfung entgegennehmen würde. Bezüglich der Friedensbedingungen war nur soviel herauszuhören, daß Deutschland offenbar daran denkt, Belgien auf die eine oder andere Weise künftig unter seiner scharfen Kontrolle zu halten, und dasselbe hätte mit Polen zu geschehen, damit Deutschland die Einfallsstore seiner Feinde im Osten und Westen für alle Zukunft gehörig verrammelt halten könne. Diese Ankündigung schließt nun zwar die Wiederherstellung Belgiens



Schweiz. Grenzbesetzung. Feldartillerie. Phot. G. Kuratle, Zürich.

im neutralen schweizerischen Parlament war die Interpellationsbeantwortung durch den Reichskanzler v. Bethmann Hollweg im deutschen Reichstag am 9. Dezember. Die sozialdemokratische Fraktion hatte ihn ersucht zu erklären, ob er geneigt sei bekanntzugeben, unter welchen Bedingungen er gewillt wäre, auf Friedensverhandlungen einzutreten. Die Antwort mußte deprimierend wirken. Sie zeigte mit aller Deutlichkeit zunächst, daß auf deutscher Seite keinerlei Geneigtheit besteht, mit Friedensangeboten herauszurücken, daß man aber allerdings allfällige Friedensgesuche von der andern

als eigenes Staatswesen mit eigenem König nicht aus, aber eine Großmacht wie das Deutsche Reich besitzt der Mittel und Wege genug, um das kleine Grenzland bei aller äußerlichen Selbständigkeit in gänzlicher und dauernder Abhängigkeit zu halten. Bei der Eröffnung des Krieges hat der deutsche Reichskanzler offen erklärt, daß an Belgien ein Unrecht begangen werde, das nach dem Kriege gut gemacht werden solle. Nun stelle man sich die Gefühle vor, die auf belgischer Seite durch die Ankündigung des Reichskanzlers ausgelöst werden müssen, und man wird vollkommen verstehen, warum zu dieser

Stunde, und solange überhaupt noch irgend eine Möglichkeit eines Widerstandes besteht, bei den Westmächten niemand von Frieden hören will.

Ein paar Tage nach der Friedensinterpellation ist im deutschen Reichstag der neue Kriegskredit von 10 Milliarden zur Abstimmung gelangt. Er ist mit allen Stimmen gegen diejenigen von 19 sozialdemokratischen Abgeordneten angenommen worden. Dieser „Disziplinbruch“ der sozialdemokratischen Minderheit führte zu einer Spaltung der Fraktion und scharfen Desavouierung der kriegsfeindlichen Minderheit. Beide Teile, die patriotische Mehrheit und die internationale Minderheit der Fraktion, behaupten, die große Masse der Arbeiterschaft hinter sich zu haben. Es darf aber wohl angenommen werden, daß in diesem Falle die Sozialpatrioten recht haben. Ein Blick in die Gewerkschaftspresse, die tatsächlich die große Masse der Arbeiterschaft repräsentiert, zeigt sofort, daß dort die von allen bürgerlichen Parteien vertretene Ansicht, es gelte nun bis zum letzten Mann zur Regierung und zum Reich zu halten, sozu-

sagen ausnahmslos von den führenden Genossen geteilt wird, die sich mit einer wahren Erbitterung über die disziplinlose Reichstagsminderheit äußern. Nun kann es ja allerdings keine grausamere Selbstverspottung geben als das, was jetzt von sozialdemokratischen Blättern in Patriotismus geleistet wird, zusammengehalten mit den früher an gleicher Stelle verkündeten Grundsätzen. Das kann aber für den Moment auch keinerlei Bedeutung beanspruchen; das Maßgebende ist, daß zurzeit auch die deutsche sozialdemokratische Arbeiterschaft ganz und gar vom patriotischen (und das heißt in diesem Falle vom

kriegerischen) Gedanken beherrscht ist. Dasselbe ist nun aber auch bei den französischen Genossen zu konstatieren, die auf ihrem Kongreß am 30. Dezember mit der ungeheuren Mehrheit von 2736 gegen 76 Stimmen die Kriegsresolution angenommen haben. „Proletarier aller Länder, tötet euch!“ proklamieren die Jünger von Karl Marx, denen bisher das kommunistische Manifest mit seinem „Proletarier aller Länder, vereinigt euch!“ Evangelium gewesen war, hüben und drüben. Am grundsätzlichsten handelt immer noch das englische Proletariat, doch richtet sich seine heutige Opposition auch schon

viel weniger gegen den Krieg als gegen die allgemeine Wehrpflicht in England, die auf dem Kongreß der Trade Unions mit großem Mehr zurückgewiesen worden ist, nicht deshalb, weil die Arbeiterschaft der Regierung ihre Mitwirkung beim Krieg etwa versagen wollte, sondern weil sie der Meinung ist, England könne wie bisher mit dem Freiwilligen-system auskommen. So haben wir auf der ganzen Linie den vollständigen Zusammenbruch der Grundsätze der Roten Internationale, und die

paar schüchternen Versuche, die bisher gemacht worden sind, um einen Wiederaufbau vorzubereiten — wie die Konferenz von Zimmerwald im letzten Herbst — lassen nur umso deutlicher erkennen, wie hoffnungslos all diese Bestrebungen noch auf lange Zeit hinaus sein werden.

Wenn noch etwas nötig war, um die grimmige Entschlossenheit der europäischen Kulturwelt zu bekunden, ihr Selbstvernichtungswerk im Jahre 1916 mit unbeugtem Mute fortzusetzen, so besorgten dieses Uebrige die Neujahrsansprachen und Erlasse der hohen Souveräne und Regierungen Europas: der zornsprühende



Arthur Eugster, Appenzell, Nationalratspräsident.

Tagesbefehl des deutschen Kaisers an seine Armee, der bürgerlich breitspurige, aber nicht umso versöhnlichere Erlaß des Präsidenten Poincaré, der Depeschenwechsel zwischen den verschiedenen Staatsoberhäuptern, Heerführern, Diplomaten. Ueberall und immer derselbe Ton: Wir kämpfen weiter, bis der abscheuliche Feind am Boden liegt! Unglückliches Europa! — Bei uns in der Schweiz ist die Stimmung vergleichsweise ruhiger, vernünftiger und zurückhaltender geworden als im Anfang. Man hat auch in den leicht entzündlichen und für alle Eindrücke empfänglichen Kreisen mehr und mehr eingesehen, daß wir eigentlich eine komische Rolle spielen, wenn wir bei dem Zank der hohen Herrschaften, die sich zum Fenster hinaus seit Jahr und Tag alle Schande sagen, von unserm kleinen Nebenhause aus ebenfalls zum Fenster hinaus räsonnieren und die Fäuste ballen nach dieser oder jener Seite. Bedauerlich im höchsten Grade bleibt nur das eine, daß auch jetzt noch unheilige Hände geschäftig sind, zwischen deutscher und welscher Schweiz einen möglichst tiefen Graben auszuheben,

daß man in gewissen deutschschweizerischen Zeitungen eine eigene Rubrik für „Unge-reimtes aus der welschen Schweiz“ führt, in welcher alle Einsendungen liebevoll abgedruckt werden, die unsern Eidgenossen im Westen unangenehm sein können, ja daß man ganze Broschüren herausgibt und zur Massenverbreitung verwendet, die alles sorgsam zusammentragen, was man seit zehn Jahren oder länger mit oder ohne Grund gegen die Welschschweizer vorbringen konnte. Das ist ein traurig und verwerflich Handwerk, mag dahinter stehen wer da will, und in heutiger Zeit hält ein Schweizer, der wirklich weiß, was der

Schweizername bedeutet, seine Hände weg von solcher systematischer Brunnenvergiftung.

Unter den militärischen Ereignissen des Dezember gehört zu den wichtigsten die Räumung eines Teils der Dardanellen durch die Alliierten. Es wird nun bloß noch die Südspitze der Halbinsel Gallipoli als Stützpunkt und Wachtposten festgehalten, aber der Plan einer Forcierung der Dardanellen zu Wasser oder zu Lande ist nunmehr aufgegeben. Das Beste, was man diesem von Anfang verfehlten Unternehmen in militärischer Hinsicht nachrühmen kann, ist das, daß es einen großen

Teil der türkisch-deutschen Streitkräfte lange Zeit festzuhalten vermochte, die sonst auf die Eroberung Aegyptens ausgezogen wären. Nun soll es aber auch mit dem Suezkanal und Aegypten Ernst werden, weshalb die Engländer alle nur irgendwie verfügbaren Kräfte in jener Gegend zusammenziehen. Auch die indischen Truppen, die bisher an der Westfront in Frankreich standen, sind zu diesem Zwecke zurückgezogen worden. Allgemein

wird der deutsch-türkische Angriff auf

Aegypten und damit der Schlag nach dem Lebensnerv des britischen Weltreichs auf Mitte Januar erwartet. Es soll den Deutschen bereits gelungen sein, eine doppelspurige Eisenbahn bis nahe an die ägyptische Grenze durch die Wüste zu bauen, um auf diesem Schienenstrang Truppen und schwere Geschütze heranzuführen. Von Westen her aber haben sich die ungebändigten Araberstämme der Senussi in Bewegung gesetzt, um den „heiligen Krieg“ in die gesegneten Fluren des Niltales zu tragen. Schon haben nahe der Küste die ersten Gefechte stattgefunden, und eine von planmäßiger Kriegführung



Georges Pythou, Freiburg, Ständeratspräsident.



Triest. Der Hafen, im Hintergrund der Karst.

zeugende Taktik hat einem deutschen Unterseeboot erlaubt, vom Meer aus ein Bombardement auf die im Lager von Madrach durch die Genüssen vollständig überraschten Engländer zu eröffnen, von denen 130 in die Gefangenschaft der Beduinen fielen. Man darf nicht daran denken, was aus den noch in Aegypten ansässigen Europäern irgendwelcher Nationalität werden soll, wenn diese Horden einmal ins Pharaonenland einbrechen! Wohl möglich, daß es dann mit der englischen Herrschaft dort zu Ende geht, aber auch mit der europäischen überhaupt. Der Weltkrieg setzt die Barbarei auf den Thron und öffnet ihr an allen Enden Tür und Tor. Auch noch auf einem andern orientalischen Kriegsschauplatz steht die Sache für die Engländer böse genug: in Mesopotamien. Dort waren sie im Begriff, auf Bagdad vorzurücken, als eine deutsch-türkische Armee sie vernichtend überfiel und in wilde Flucht schlug. Verräterei arabischer Hilfstruppen der Engländer soll ebenfalls im Spiele gewesen sein. Ihre Verluste zählten 4567 Mann und zwei Kanonenboote. Persien, von einem englischen Ultimatum begrüßt, gab grobe Antwort und stellte seinerseits Forderungen, von deren Erfüllung es seine weitere Neutralität abhängig machte. Wohin

man auch blickt und wo man das Terrain prüft, überall ist für die Alliierten trügerischer Grund, in der ganzen orientalischen Welt ist ihr Ansehen aufs tiefste erschüttert, ihr Prestige anscheinend unwiederbringlich verloren. Ob dafür das deutsche Ansehen im gleichen Maße gewinnt und die europäische Oberherrschaft über die zurückgebliebenen Länder nun bloß durch eine solche deutscher statt englischer und russischer Observanz ersetzt werden wird, das steht noch dahin; wahrscheinlich ist aber eher das Zurückdrängen der europäischen Herrschaft überhaupt zugunsten einer künftigen asiatischen Vormacht.

Von einer auffälligen Heftigkeit war der Ton der Botschaft, mit der Präsident Wilson den amerikanischen Kongreß eröffnet hat. Sie richtete sich mit einer wahren Leidenschaft gegen die Antriebe von Deutsch-Amerikanern, die ihrem ehemaligen Vaterland durch Störungen und Hemmungen der amerikanischen Munitionslieferungen an die Entente Dienste leisten, und Wilson verlangt direkt den Erlass eines Gesetzes gegen derartige Machenschaften. Ferner verlangte Amerika die Abberufung der deutschen Attachés v. Pappen und Boy-Ed, die in ihren Verbindungen mit solchen deutsch-amerikanischen Bestrebungen nicht vorsichtig genug ge-

wesen zu sein scheinen. Bei alledem ist jedoch die Stimmung in Amerika nicht einwandfrei festzustellen, da man dort drüben nie weiß, wieviel von der offiziell laut werdenden Entrüstung auf innerpolitische Effekte berechnet ist, steht man doch vor der Neuwahl des Präsidenten. Höchstens indirekt läßt sich vielleicht der Schluß ziehen, daß die Stimmung doch andauernd der deutschen Politik abgeneigt ist, wenn Wilson es für nötig findet, eben mit Rücksicht auf diese Stimmung einen etwas schärferen Ton anzuschlagen. Das Friedensschiff des Milliardärs Ford aber, das nach Europa segelte, um unsern Kontinent den Verstand zu machen, ist selbst zur Farce ge-

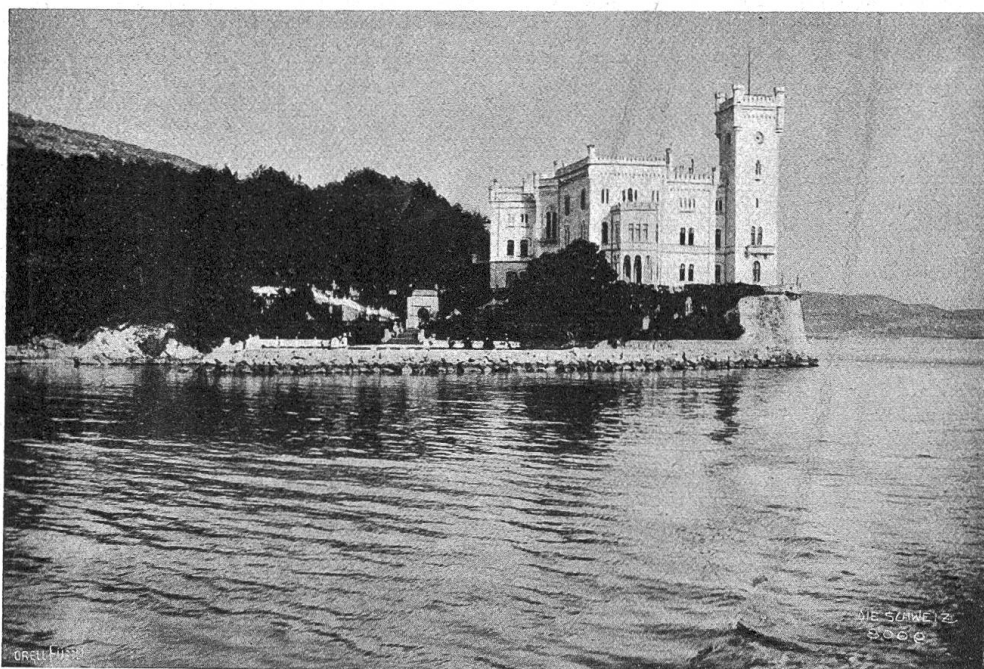
worden: an Bord des Schiffes brachen Zwistigkeiten aus zwischen dem deutschfreundlichen Führer Ford und seinem mehr ententefreundlichen Gefolge. Kaum in Norwegen angelangt, bestieg daher Ford sogleich ein anderes Schiff, um direkt nach Amerika zurückzukehren, und seinem Beispiel folgten in den folgenden Wochen auch einige Begleiter. Der Frieden kann Europa nicht von außen gebracht werden, er muß aus dem Bedürfnis der kriegführenden Völker selber herauswachsen. Das Bedürfnis ist nun zwar weit herum vorhanden, nicht aber die Kraft, ihm Nachachtung zu schaffen.

S. Z.

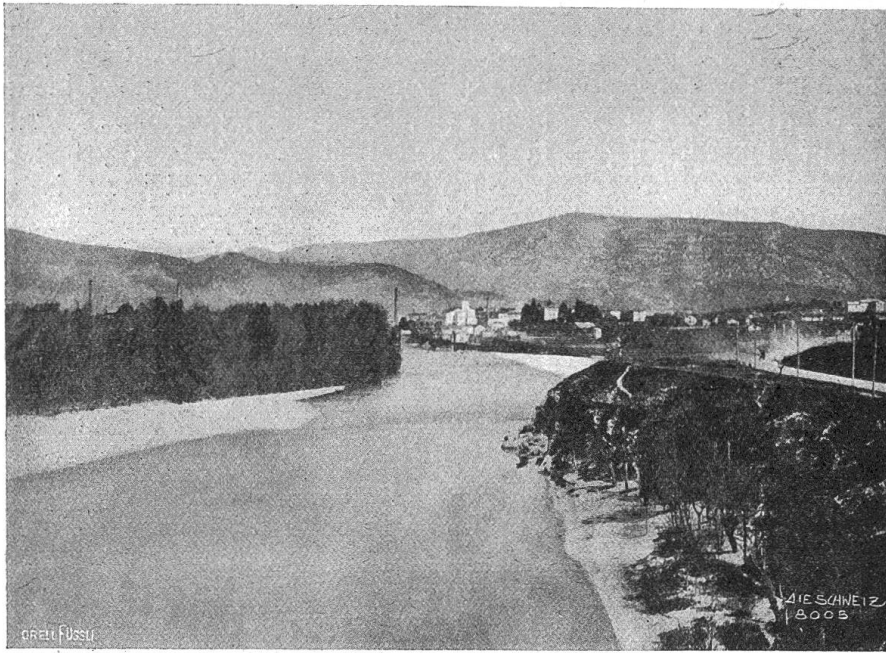
Drei neue Präsidenten.

In der vereinigten Bundesversammlung vom 16. Dezember wurde zum Bundespräsidenten für das laufende Jahr Bundesrat Camille Decoppet, von Guscévaз und Yverdon, geboren 1862, gewählt. Wie der abtretende Bundespräsident Motta, so ist auch Decoppet noch ein dienstjunges Mitglied in unserer höchsten Landesbehörde, da er ihr erst seit dem 17. Juli 1912 als Nachfolger Ruchets angehört. Damals übernahm er das Departement seines Amtsvorgängers, das des Innern, für 1913 fiel ihm bei der Neuverteilung die Vorsteherchaft des Justiz-

und Polizeidepartements zu, und in den letzten zwei Jahren stand er dem Militärdepartement vor, das er auch im laufenden Jahr weiter verwalten wird. „Dank seiner leichten Anpassungs- und Auffassungsgabe und seiner vorzüglichen Befähigung als Militär und Jurist,“ heißt es in einer Würdigung unseres obersten Magistraten, „arbeitete er sich auch in diesem Departement rasch ein. Seine außerordentliche Umsicht und Energie und sein konziliantes Wesen bewährte sich namentlich in den Tagen der schweizerischen Mobilisation, die zu Beginn des



Schloß Miramare bei Triest.



Der Tisza bei Podgora und Sdrasie.

Links der Park der Papierfabrik und die Ramine selbst. In der Mitte die Spinnerei und Weberei von Sdrasie. Im Hintergrund der Monte Sabatino.

europäischen Krieges angeordnet wurde. Die glänzende Durchführung der Mobilisation ist bekannt; sie zeugt von einer Bereitschaft, die an Präzision nichts zu wünschen übrig ließ. Sie ist aber nicht zuletzt auch ein Verdienst des Chefs des Militärdepartements, dessen Gewandtheit und Taft ein gutes Zusammenarbeiten zwischen Bundesrat und Militärleitung ermöglichte. In zahlreichen innerpolitischen Fragen, denen bei der scharf geprägten Wesensart der schweizerischen Neutralität eine größere

großen Teil die Aufgabe der Landesverproviantierung, namentlich der Brotversorgung zu. Was in dieser Hinsicht geleistet worden ist, wird mit allgemeiner Befriedigung anerkannt."

Bundespräsident Decoppet studierte in Lausanne Staatswissenschaft und Philosophie, wurde 1886 Lizentiat der Rechte, arbeitete dann als Anwalt, wurde schon als Achtundzwanzigjähriger Generalstaatsanwalt des Kantons Waadt, trat 1897 in den Kantonsrat ein, den er 1899 präsidierte, wurde

im gleichen Jahr Mitglied des Nationalrates, ließ sich im kommenden Jahr als Nachfolger seines Veters Lucien

Decoppet in den Ständerat wählen, wurde 1901 kantonal

Unterrichtsdirektor, kehrte ein Jahr später in den Nationalrat zurück, in dem er bis zu



Monfalcone. Piazza grande.

seiner Wahl in den Bundesrat verblieb. Im Militär war er zuletzt als Oberstleutnant Chef des Infanterieregimentes Nr. 1.

Im Dezember 1914 mit großer Stimmenmehrheit zum Vizepräsidenten des Nationalrates gewählt, wurde am 6. Dezember 1915 alt Landammann Arthur Eugster zum Präsi-

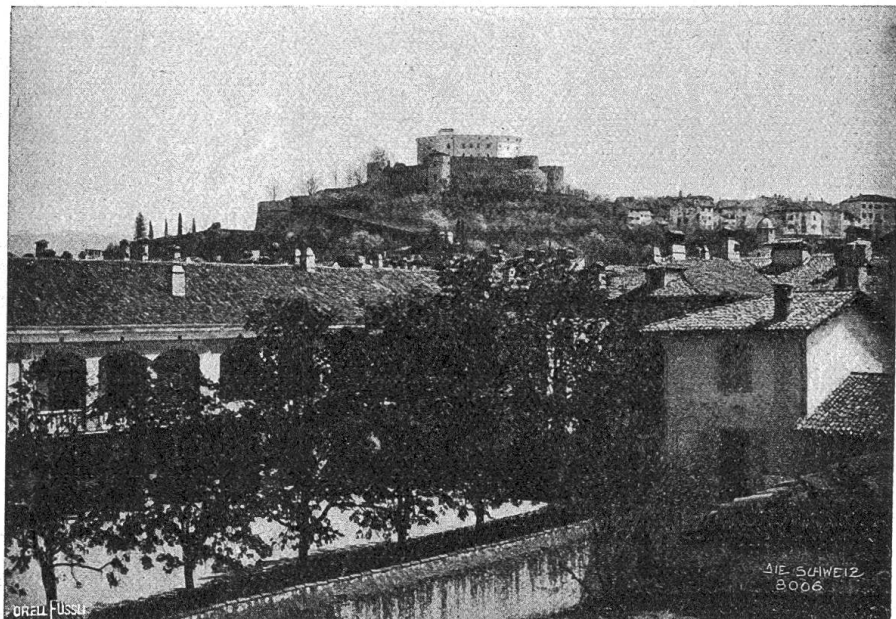
den des Nationalrates bestimmt, und damit liefert der Kanton Appenzell A.-Rh. zum ersten Mal einen Mann auf den nationalrätlichen Präsidentenstuhl, gleichzeitig den verdienten Führer der Appenzeller Freisinnigen. Ursprünglich Pfarrer, trat Eugster (1863 in Neu-York geboren), der dem Nationalrat seit 1902 angehört, 1900 in die Regierung ein, die er 1901 zum ersten Mal als Landammann präsidierte. Gut bekannt geworden ist Arthur Eugster in letzter Zeit auch im Ausland durch seine Inspektionsreisen in den französischen Gefangenenlagern in Deutschland.

Den Ständerat wird im laufenden Jahr der Freiburger Georges Wythion präsidierten. Geboren 1856 zu Port-alban, studierte er Rechtswissenschaft, wurde nachher Gerichtspräsident und trat 1886

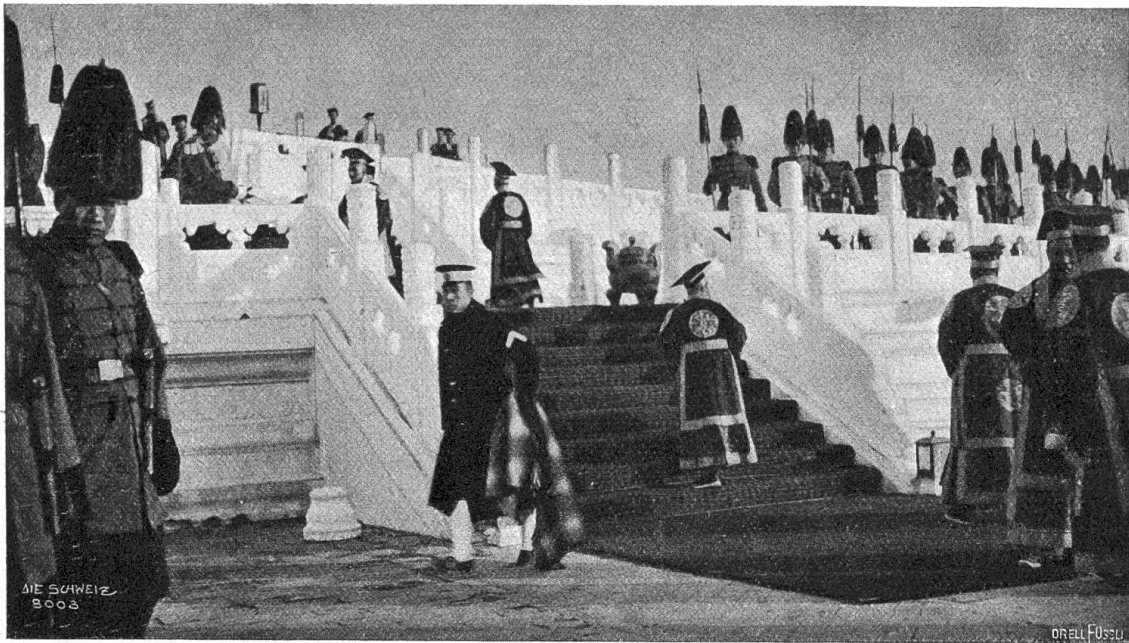
in den freiburgischen Regierungsrat ein, den er zweimal präsidierte. Von 1884 bis 1890 gehörte er dem Nationalrat und seit 1896 dem Ständerat als Mitglied an. In früheren Jahren war der neue Ständeratspräsident als starrkonservativer Heißsporn nicht immer vorteilhaft bekannt, doch haben die Jahre viel gemildert, und der strenge Föderalist von ehemals steht heute Schulter an Schulter mit seinen Amtskollegen, wenn es gilt, auf eidgenössischem Boden für das Vaterland zu arbeiten.



Eisenbahnbrücke bei Görz (Linie Görz-Köfling), im Hintergrund der Karst.



Görz. Das Raftell.



Das Himmelsopfer in China. In Erwartung Juanschkais.

Bundesrat Schultheß wird für dieses Jahr die Stelle des Vizepräsidenten des Bundesrates bekleiden; im Nationalrat

stieg der Schwyzer Oberst Büeler zu dieser Würde empor, im Ständerat der Glarner Rechtsanwalt Dr. Mercier. ×

Am Nonzo.

Als am 23. Mai letzten Jahres Italien, das Land, das 33 Jahre lang Oesterreich-Ungarns und Deutschlands Bundesgenosse gewesen war, den Krieg an Oesterreich erklärte, da bemächtigte sich vielerorts ein bitteres Gefühl der Völker; betrübt und bewegt sahen die Optimisten, die damals schon den Frieden im Anzug ahnten, ein neues Stück Europa in die Schrecknisse des Krieges einbezogen. Wird Oesterreich-Ungarn, so fragte man sich, diesen Krieg an neuer Front noch ertragen können? Wird es, nachdem es vom Anfang des Völkerkrieges an dem übermächtigen russischen Ansturm zu trocken hatte, noch die Kraft haben, eine frische, unverbrauchte Armee an der Grenze aufzuhalten, oder wird, wie ein Jahr vorher im Osten, nun auch im Süden ein fremdes Heer seine Lande überfluten und zerstören? Freilich, die geographischen Verhältnisse in den italienisch-österreichischen Grenzlanden waren wesentlich günstiger für Oesterreich, als sie es im Osten gegen Rußland waren; Italien und Oesterreich grenzen auf einer Strecke von mehr als 400 Kilometer an-

einander, und von dieser Grenzlinie, die vom Stilfser Joch bis zur Adria verläuft, gehören gut 380 Kilometer dem Alpenland an. Die Schwierigkeiten des Gebirgskrieges, die sich in den Vogesen und in den Karpathen mit aller Deutlichkeit zeigten, warteten also auch hier des Angreifers und gaben dem Verteidiger von vornherein die Chance in die Hand, mit einer wesentlich kleinern Truppenzahl und in gesicherterer Position den Ansturm des Gegners erwarten zu können. Dazu kommt, wie ein Blick auf die Karte zeigt, daß für eine italienische Offensive nur wenig Einfallstore vorhanden waren. Die von Italien nach Tirol führenden Alpenstraßen werden von den militärisch besetzten Höhen vollständig beherrscht, und zwischen den einzelnen Straßen türmen sich die mit ewigem Schnee gekrönten Hochgipfel, die einen Uebergang irgendwie nennenswerter Truppenmassen von vornherein verunmöglichten. Etwas günstiger als die Stilfserjochstraße und der Tonalepaß wäre für einen italienischen Angriff noch die alte Heerstraße von

Trient durchs Etschtal nach Brescia und Mailand; doch sorgen hier die in großer Zahl angelegten Bergfesten für starke Verteidigung. Die Dolomiten, die Karnischen und die Julischen Alpen bieten einen natürlichen wuchtigen Grenzschutz; die Straßen, die hier von Land zu Land führen, sind mit Mühe den Felsen abgetroht und außerordentlich stark befestigt. So ergibt sich hieraus mit zwingender Notwendigkeit, daß das eigentliche Einfallstor für die Italiener die ungedeckte Ebene der Grafschaft Görz und Gradisca bilden würde mit dem Isonzo als Abschluß gegen den Karst hin. Aber diese Ebene wird bald durch einen neuen Gebirgszug abgelöst: durch den Karst, der zwar nirgends eine Höhe von auch nur 1000 Meter erreicht und nirgends irgendwie steilere Hänge aufweist; hingegen stellt er mit seiner baumlosen Dede, seiner Armut an Bevölkerung, seinem Mangel an Wegen und vor allen Dingen an Wasser dem Angreifer ganz besondere Schwierigkeiten entgegen; er bildete von allem Anfang an für die Oesterreicher einen vortrefflichen Schutzwall, dessen Wert und strategische Bedeutung ihnen wohl erst jetzt in der Kriegszeit richtig zum Bewußtsein gekommen ist.

Bald sahen die Italiener ein, welch schweres Stück harter Arbeit sie sich mit dem Angriff gegen Oesterreich aufgeladen. Trient war ja zunächst die Losung,

und erst, nachdem sie an sechs verschiedenen Punkten eingeseht hatten, aber nirgends an den Felsmauern durchgekommen waren, erscholl der Ruf: Nach Triest! Und unten am Isonzo wickelten sich dann seit etwa Mitte Juni bis Ende des Jahres 1915 die vier gewaltigen Isonzschlachten ab, deren strategische Bedeutung wohl erst später einmal ihre richtige Würdigung finden wird, von denen man aber heute schon weiß, daß sie die Angreifer ungeheure Opfer kosteten. Gradisca und Monfalcone, Grado und Porte Bufo gaben die Oesterreicher sofort auf: Grenzgebiete, deren Haltung unnötige Opfer gekostet hätte. Aber sie setzten sich im Karst und in den Höhen um Görz bis hinauf zum Krn fest und zeigten hier dem Angreifer grimmig die Zähne. Der Görzer Brückenkopf ist es vor allem, der den Italienern ein gewaltiges, von den Wehrmächten Oesterreichs und Ungarns mit bewundernswerter Energie gehaltenes Hindernis bietet. Hier ist, um Görz zu schützen, die Stellung der österreichisch-ungarischen Truppen auf das westliche Isonzoufer hinübergeschoben worden. Hier sind die berühmt gewordene Podgora- und Doberdohöhe, der Monte Santo und der Monte Sabotino, um die seit Monaten verzweifelt gekämpft wird. Hier spielten sich und spielen sich noch die großen Schlachten ab, hier liegen Tausende und Aber-tausende, die im Sturm ein Grabenstück



Das Himmelsopfer in China. Tänzergruppe.

oder eine Schwarmlinie nehmen wollten oder aus ihr vertrieben wurden. Hier brüllten seit Monaten Tausende von Geschützen aller Kaliber; die Dörfer im Doberdogengebiet sind längst geräumt, und nur der Krieg in der grauenhaftesten Form wütet dort und regiert hier. Aber würde der Angreifer die Landstraße nach Triest finden — die Adria ist zu minenverseucht, als daß eine Flotte einen Angriff riskieren könnte — wenn es ihm endlich gelänge alle diese Höhen nebst Görz, das bekanntlich seit November zum guten Teil zusammengeschoffen ist, in seine Gewalt zu bekommen? Der Schreiber dieser Zeilen, der als Kriegsberichterstatter soeben aus dem Sonzogebiet kommt, wo er sich fünf Wochen aufhielt, glaubt bei aller Respektierung der Neutralitätsgebote ein bestimmtes Nein auf diese Frage niederschreiben zu dürfen: vom Sonzo bis nach Triest ist noch ein weites Stück Weg. Der Karst hat noch viele Hügel und Höhen; hinter den genommenen Stellungen reihen sich zweite und dritte und vierte an, und nachdem man unter schweren Opfern bisher hier unten standgehalten hat, wird sich kein Verteidiger finden, der ohne Widerstand nun plötzlich, wenn wirklich eine Position verloren geht, die Flinte ins Korn werfen und die stolze Handelsstadt Triest, den einzigen österreichischen Hafen an der

Adria, kampflos freigeben würde. Zu viel Blut ist schon geflossen. Zu viel tote Kameraden liegen in der Steinwüste. Um Görz ringt man, um jedes Grabenstück, und was heute verloren ging, wird morgen in wuchtigem Angriff zurückgeholt.

Eines haben die Sonzokämpfe, die General Borojevic als Höchstkommandierender auf österreichischer Seite leitet, gezeigt: große Tapferkeit und Kühnheit der Angreifer, Zähigkeit und Verbißtheit der Verteidiger. Es ist kaum auszudenken, daß unter schwierigeren Verhältnissen Schlachten geschlagen werden könnten, als es hier im steinigen Karst geschieht, wo das Wasser beinahe rarer ist als die Munition, wo die scheußliche Bora beiden Heeren furchtbar zuseht und wo der Steinschlag die Zahl der Opfer eines einzigen Schusses oft verzweifelt und verfünffachzt. Alles, was hier in den ersten sieben Monaten des Krieges entstanden ist, mußte der Natur abgetrogt werden, und wenn niedergeschrieben wird, daß es im eigentlichen Karstgebiet keine Schützengräben gibt, sondern nur Steinwälle, die bloß notdürftig Schutz bieten und die die Truppen vor der nächtlichen Kälte wenig zu schützen vermögen, so ist damit nur eine der kolossalen Schwierigkeiten festgestellt, die die Kämpfe im Sonzogebiet begleiten.

(Ein zweiter Artikel folgt).

Aktuelles.

* **Totentafel** (vom 3. Dezember 1915 bis 7. Januar 1916). Am 18. Dezember starb in Frauenfeld Dr. med. Heinrich Albrecht, gew. Armeekorpsarzt, im 74. Altersjahr.

Am 20. Dezember in Aarau Oberst Traugott Markwalder, ehemaliger Waffenchef der Kavallerie, im Alter von 61 Jahren.

Am 25. Dezember in Haslen (Appenzell), 65jährig, Kantonsgerichtspräsident Franz Mazenauer.

In Lausanne am 27. Dezember Emile Baccand, im Alter von 79 Jahren. Er war u. a. Direktor der waadtländischen Kantonalbank.

In Wettingen am 30. Dezember Seminar- und Direktor Johann Adolf Herzog, eine markante Erscheinung im aargauischen Schul- und Staatsleben. Er war 1850 zu Hellikon im Fricktal geboren, bildete sich zum Bezirkslehrer aus und wirkte seit 1875 als Lehrer der deutschen Sprache, seit 1901 als Direktor am Lehrer-

seminar Wettingen; zwischenhinein, von 1898 bis 1901, hatte er als Nachfolger des an die Universität Zürich berufenen Adolf Frey eine Lehrstelle an der Kantonschule Aarau bekleidet.

Am 2. Januar starb in Sigrirch der frühere luzernische Großratspräsident Josef Muff im Alter von 73 Jahren.

Am 6. Januar in Lausanne Albert Déria, Abteilungschef des Landwirtschafts- und Handelsdepartement, im Alter von 63 Jahren.

In Zürich am 5. Januar Leo Bündgens, Chef der schweizerischen Depeschagentur, Bureau Zürich.

Am 7. Januar in Zürich Alfred Ilg, geb. 1854, der frühere Staatsminister des Kaisers Menelik von Abessinien, in welchem Lande Ilg eine unschätzbare Kulturarbeit als Ingenieur und Staatsmann geleistet hat.

□□

Minister Jlg †.

In der Morgenfrühe des 7. Januar erlag in seiner Wohnung an der Fochstraße in Zürich einem Herzleiden Alfred Jlg, dessen Name weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus vorteilhaft bekannt war. Jlg war als Staatsminister am abessinischen Hofe der langjährige einflußreiche treue Freund und Berater des Negus Menilek und hat sich durch seine hervorragenden Verdienste als „technischer Zivilisator Abessiniens“ einen unvergänglichen Namen geschaffen. Jlg, gebürtig vom thurgauischen Fruthwilen, erblickte 1854 in Frauenfeld das Licht der Welt, durchlief die dortigen Schulen, studierte am Eidgenössischen Polytechnikum und begab sich nach glänzend bestandenen Diplomprüfungen als Maschineningenieur in die Praxis nach Bern. Hier erreichte ihn 1878 die Kunde, König Menilek suche einen schweizerischen Ingenieur zur Erstellung von Festungen, Brücken, Schwachstromanlagen, Pulvermagazinen, Waffenfabriken usw. Jlg interessierte sich für die Stelle, und noch im gleichen Jahre reiste er zusammen mit zwei geschickten zürcherischen Handwerksmeistern nach Abessinien. Anfangs 1879 traf die kleine Karawane nach unendlichen Mühen und Strapazen am Ziel ihrer Reise an, in der abessinischen Residenz begrüßt durch Kanonenschüsse. Allein schon nach den ersten Unterredungen mit dem Negus ergab sich die Unmöglichkeit der Durchführung des aufgestellten Programms; denn jegliches Werkzeug und die allernötigsten Hilfsmaschinen fehlten. Es wurden daher wiederholte Rückreisen nach der Schweiz nötig, wo diese Maschinen und Werkzeuge nach den Angaben Jlgs erstellt wurden. Mit zäher Energie lag Jlg der Erfüllung der



† Minister Alfred Jlg.

übernommenen Aufgaben ob. Sein erfolgreiches Schaffen und Wirken für die kulturelle Hebung des abessinischen Volkes ist der Kulturgeschichte mit ehernen Buchstaben eingepreßt. Auch in Italien, mit dem Abessinien bekanntlich einen blutigen Krieg führte, genoß Jlg hohes Ansehen. Man wußte dort genau, daß Jlg die italienischen Interessen auf jede Weise begünstigte. Ueber diese interessanten und delikaten Beziehungen dürften der Welt eines Tages wertvolle Akten aus dem Nachlaß Jlgs offenbart werden. Es kann und soll nicht unsere Aufgabe sein, näher auf die großen Verdienste dieses

Mannes einzugehen. Die Bemerkung genügt wohl, daß Jlgs Tüchtigkeit so sehr anerkannt wurde, daß er in manchen verwickelten Fragen als Berater beigezogen wurde, und schließlich machten die verschiedensten europäischen Höfe Anstrengungen, sich dieses Mannes als Gouverneur oder Minister zu bedienen.

Ein glückhaftes, gesegnetes Familienleben begünstigte die vielen Erfolge Jlgs in hohem Grade. Seine Gattin besaß ein feines Verständnis für sein Wesen und war ihm mutvoll nach Abessinien gefolgt. Drei Söhne und eine Tochter sind dieser Ehe entsprossen. Daß dieser Mann unserm Lande große Ehre machte und schweizerische Tatkraft zum

Ansehen brachte,

schreibt Professor Conrad Keller in Zürich am Schluß seiner lehrreichen Biographie über Jlg, soll stetsfort in dankbarer Erinnerung bleiben. Aber ebenso sicher ist es, daß die braunen Söhne der „afrikanischen Schweiz“ den allzu frühen Hinschied unseres Landsmannes mit Schmerz vernehmen und jeder Abessinier den einstigen Freund und Wohltäter seines Landes und Herrschers aufrichtig betrauert.

F.

Verschiedenes.

Das Himmelsopfer von Juanshikai. Juanshikai ist vom chinesischen Volke zum Kaiser ernannt worden. Es war nicht anders zu erwarten, nachdem schon alle Stände es hatten

geschehen lassen, daß er die wichtige, die ihm das „Ming“, das Gottesgnadentum verleihende Zeremonie des Himmelsopfers (beschrieben in der „Schweiz“ Dezember 1915) vollzogen. Und

der Himmel hat nicht gezürnt — im Gegenteil, im sonnigsten Glanze gestrahlt, als der einstige Kanzler der Mandschu sich zur heiligen Opferhandlung begab.

Der Präsident der Republik verschmähte es, daß er nach alter Übung in goldener Sänfte und in farbenprächtiger Prozession zum Himmelstempel getragen werde, und er verschmähte auch das den Opferdarbietungen einen mystischen Zauber verleihende Dunkel der Nacht. Am helllichten Tage fuhr er im gepanzerten Automobil die Kaiserstraße entlang, auf der Truppen in europäischen Uniformen Spalier standen. Wenn er sich auch, hinter den Mauern des Himmelstempels angekommen, in ein Opfergewand warf und das dem Himmel Opfern auf echt chinesische Weise vor sich gehen ließ, sein modernes Empfinden suchte er doch zu dokumentieren, indem er die altehrwürdige Sitte des Kotschens vor dem Allerhöchsten durch höfliche Verbeugung, wie er es an europäischen Diplomaten gesehen, ersetzte. Dem durch die Jahrtausende geheiligten Brauch des Darbringens eines Opfertiers wurde er dadurch gerecht, daß er Haut und Blut eines solchen aufstellen und zum Schlusse mit den vorgeschriebenen Seidenstoffen, Speise- und Trankopfern, Ladeschmuckgegenständen und Gebetsrollen durch Feuer dem Himmel zusandte. Keinem Europäer war es vergönnt, die Zeremonie zu sehen. Chinesische Photographen und Berichterstatter gaben in den Pekinger Zeitungen Bilder davon. In Pracht und Prunk hatte es der ungekrönte Kaiser und sein Kultusministerium nicht fehlen lassen; aber ein nüchternes Gepräge hat die Zeremonie durch den Geist der Neuzeit erhalten.

Neujahr am 25. Dezember. Im Mittelalter herrschte hinsichtlich des Jahresanfanges die größte Verwirrung, denn von dem einheitlichen Beginn eines neuen Jahres war keine Rede. Bald begann es am 25. Dezember, bald am 1. oder 25. März, wenn nicht noch später. Der Jahresanfang mit dem Tage der Geburt Christi (25. Dezember) war besonders in Deutschland weit vorherrschend; in den skandinavischen Ländern erfreute sich der sog. „Nativitätsstil“ schon aus dem Grunde großer Beliebtheit, weil er mit dem altheidnischen Julfest zusammenfiel.

Dem Weihnachtstage darf jedenfalls für das Mittelalter eine jahrhundertlange Geltung als Beginn eines neuen bürgerlichen Jahres zugeschrieben werden. Allmählich drang jedoch in der bürgerlichen Praxis der 1. Januar als Jahresanfang, dem offiziellen zum Trotz, durch. Luther wollte von der Neuerung wegen des mit der Neujahrsfeier verknüpften „Narrenwerks“ nichts wissen: „Man heißt diesen heutigen Tag den neuen Jahrestag nach der Römer Weise. Wir Christen sagen unsern neuen Jahrestag an am heiligen Christtage, wie die Jahreszahl zeugt, daß man schreibt: Im Jahr nach Christi Geburt.“ 1564 befahl Karl V. ausdrücklich, das Jahr mit dem 1. Januar anzufangen. In Schottland wurde die neue Zeitrechnung erst 1600 eingeführt, bis da hatte dort der 25. März als der erste Tag eines neuen Jahres gegolten. In Holland datiert der 1. Januar als Jahresanfang seit 1575, in England erst seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts.

□□



Schweiz. Grenzbesetzung. An der Elsäßer Grenze. Phot. G. Kurlat, Zürich.



Johannes Weber, Zürich.

Knabenbildnis (1914).

